✣ Kraft. ✣

Roman in zwei Bänden von Fritz Mauthner.

(13. Fortsetzung.)

Van Tenius fragte einen städtisch gekleideten Polen nach dem Meister. Der Angeredete war es selbst. Er nannte sich Schaffarik und führte den Rechtsanwalt, als er Namen, Stand und Anliegen gehört hatte, selbstbewußt in seine eigene Erdhütte. Es war die erste in der Reihe und zeichnete sich vor den andern aus wie das Schulzenhaus im Dorf. Der Meister hatte irgendwoher eine schadhafte, verrostete und verbogene Ofenröhre in sein Dach eingefügt und konnte einen Heerd aus vier Ziegeln und einem verbrannten Eisenrost im Innern anbringen. Seine Fassade hatte zwei Glasfenster von der Größe eines Schulheftes und ein größeres, allerdings zerbrochenes Fenster in der Holzthür. Diese Thür hatte überdies ein verschließbares Schloß und neben dem Schloß ein kolorirtes Heiligenbild. Eine Mutter Gottes mit den sieben Schwertern.

Der Meister, der in die Kantine essen ging und seine Hütte allein bewohnte, lud den Gast freundlich ein, näher zu treten.

„Am Sonntag esse ich nicht mit die Andern. Am Sonntag esse ich um eins, wie die feinen Leute."

Er schien ein tüchtiger und ordnungsliebender Mann zu sein. Das Geld für die Frau des Twardki nahm er erfreut entgegen und füllte auf der Stelle die nöthige Postanweisung aus. Als aber van Tenius den wichtigsten Grund seines Besuches mittheilte: daß er der Vertheidiger des Angeklagten sei, daß er an dessen Unschuld glaube und daß er Näheres über seine Lebensweise erfahren wolle, — da wurde der Meister wieder mißtrauisch.

„Hören Sie, Herr, es sind schon zwei vom Criminal dagewesen. Nichts haben wir ihnen gesagt, nicht ein Sterbenswort!"

Van Tenius suchte dem Manne begreiflich zu machen, daß einem unschuldig Angeklagten jede Zurückhaltung nur schaden könne, daß man den Criminalbeamten in diesem Falle keine Auskunft verweigern sollte. Ob denn Herr Schaffarik nicht auch von der Unschuld des Twardki überzeugt sei?

„Der, gnädiger Herr? Nicht eine Ratte schlägt der todt. Aber das verstehen Sie nicht. Criminal ist Criminal. Criminal wird nix gesagt."

Van Tenius gab es auf, den Meister aufzuklären; aber ihm, dem Vertheidiger, könne man doch vertrauen.

„Das verstehen Sie nicht, gnädiger Herr. Advokaten sind auch vom Criminal. Und dann die vom Criminal sagen ja nicht ehrlich, was sie sind. Vielleicht sind Sie auch einer."

Und der Meister blickte seinen Gast lange und scharf an.

„Nein," sagte er endlich. „Vom Criminal sind Sie nicht. Das Geld und dann sehen Sie ganz gewöhnlich aus. Aber ich sage doch nichts. Wissen Sie, gnädiger Herr, weil ich der Meister bin. Ich muß auf meine Leute sehen. Aber der Twardki hat gute Freunde hier, wo er gewohnt hat zusammen. Gehen Sie zu die. Ohne mir. Es ist die fünfte Schaluppe von hier. Sie können zählen, oder Sie können sie auch am heiligen Georg erkennen. Es ist ein heiliger Georg auf der Thür. Und noch eine nackte Prinzessin."

Van Tenius empfahl sich und machte dem Meister ab, daß die Frau des Twardki bis zur sicheren Freilassung des Mannes regelmäßig die fünf Thaler erhalten sollte. Van Tenius würde die Summe bei der Kasse anweisen, der Meister alle vierzehn Tage die Quittung für die Arbeiter holte. Dann ging er in's Freie und der Hütte seines Klienten zu. Als ein Gast des Meisters wurde er überall höflich begrüßt und da und dort in schlechtem Deutsch als Herr Baumeister angeredet. Er betrachtete neugierig die kleinen Hütten mit ihrem armseligen Schmuck und fand nach wenigen Schritten die gesuchte. Sie hatte eine Holzthür ohne Schloß, als Verzierung eine zerbrochene kleine Glasscheibe, darunter einen Holzschnitt nach der milonischen Venus, aus irgendeiner Buchhändler-Anzeige ausgeschnitten und unter der Venus einen kleinen knoberrothen Ritter Georg auf einem weißen Pferde, der mit einer goldenen Lanze den grünen Drachen erlegte. Vor dieser Hütte standen drei junge Männer und zwei robuste Weiber um einen alten Eisenkessel, in dem das Wasser kochte.

Die Gesellschaft hatte sich eben davon überzeugt, daß die Kartoffeln gar waren. Auch hier wurde van Tenius freundlich begrüßt. Er war von seiner Thätigkeit für die Arbeiterbevölkerung schon gewöhnt, den richtigen Ton zu treffen, und gewann sonst leicht das Vertrauen der gemeinen Leute. Auch hier führte er sich damit ein, daß er mit Sachkenntniß von den hohen Erdäpfelpreisen sprach und ob sie mit dem Schmalz nicht betrogen worden seien. Die beiden Weiber, von denen die jüngere und hübschere die Köchin des Hauses war, lachten nur. Sie schienen kein Wort Deutsch zu verstehen. Auch bei den von den Männern konnten sich sie mühsam verständlich machen. Der Alte aber sprach recht gut deutsch und führte die Unterhaltung mit dem Herrn Baumeister. Während das siedende Wasser abgegossen wurde, stand er freundlich Rede und Antwort. Kaum aber hatte sich van Tenius als den Vertheidiger und Advokaten des Twardki vorgestellt, als man ihm auch hier mißtrauisch begegnete. Die Männer berathschlagten auf Polnisch und machten finstere Gesichter. Da mischte sich die Köchin in's Gespräch und schien die ganze Gesellschaft zu Gunsten des Rechtsanwalts umzustimmen. Denn der eine von den Polen wandte sich ihm wieder demüthig zu und sagte:

„Wird er frei kummen, gnädiges Herr?"

Van Tenius gab die beruhigendsten Versicherungen, und da einige Berlinerinnen neugierig stehen geblieben waren, bat er um die Erlaubniß, eintreten zu dürfen.

Er wolle, wenn die Leute nichts dagegen hätten, mit ihnen einen Korn zu Tisch trinken. Da hellten sich alle Gesichter auf, ein zwergartiger Knabe aus der Nachbarschaft, der das Faktotum der ganzen Arbeiterkolonie zu sein schien, wurde herbeigerufen und mit etwas Geld nach der Kantine geschickt. Van Tenius mußte erst auf seinem Recht bestehen, den Schnaps zu zahlen. Die Polen zierten sich eine ganze Weile und die Köchin fältelte verlegen an ihrer weißen Schürze. Endlich traten sie ein, und van Tenius mußte sich zusammen nehmen, um an der Thür nicht zurückzufahren. Ein widerlicher Dunst schlug ihm in's Gesicht.

Als er seine Augen an die Finsterniß gewöhnt hatte, unterschied er einen etwa würfelförmigen Raum, der von unregelmäßigen Wänden begrenzt war. Nach vorn, rechts und links von der Thür Fachwerk, daran stießen zwei schiefe Wände von Reisig und Lehm und hinten war einfach der nackte Sandboden ziemlich senkrecht ausgeschaufelt. Feucht und modrig war die Luft, es troff von Feuchtigkeit. Links und an der Sandmauer standen zusammen drei Bettgestelle, eine alte polirte Betistatt und zwei aus den nächsten Baumstämmen zusammengefügte Lager. Berge von ehemals rothgeblümten Betten lagen darauf. Vorn gleich rechts an der Thür war ein Tisch in den Boden eingerammt. Zwei Pfähle und darüber ein fußbreites Brett. Auf der einen Seite des Tisches standen zwei richtige Stühle. Gegenüber war ebenso einfach eine Bank hergerichtet. Wieder zwei Pfosten und ein Brett. Auf den Tisch stellte die Köchin den Kessel. Ein Salzfaß, ein Napf mit Schweineschmalz, ein Laib Brod und ein Küchenmesser lagen schon bereit.

Mit einer anmuthigen Verbeugung forderte die Köchin den vornehmen Gast auf, neben ihr auf einem der Stühle Platz zu nehmen. Sie war die Frau seines Dolmetschers. Das andere Weib und die beiden anderen Polen so etwas wie Geschwister oder Geschwisterkinder; van Tenius wurde aus dem Verwandtschaftsverhältniß nicht ganz klar. Die beiden Frauen holten für sich und den Gast Teller herbei, und jeder der Männer langte ein Taschenmesser mit Holzgriff hervor. Man lud den Rechtsanwalt ein, zuzulangen. Die Aufforderung schien eine leere Höflichkeit zu sein. Um so durchgreifender war die Wirkung, als der Herr Advokat eine schön aufgeplatzte Kartoffel, die die Hausfrau ihm verlockend vor die Augen hielt, wirklich ergriff und langsam zu verzehren anfing.

„Das ist ein sehr gutes Advokat," sagte der Dolmetscher, und ein beifälliges polnisches Geplauder folgte den Worten. Van Tenius wollte den Leuten volles Vertrauen einflößen und erkundigte sich zuerst nach ihrem Leben, nach ihren Grunewaldlöhnen, nach den Verhältnissen zu Hause, nach ihren Ersparnissen und nach ihren Familien. Endlich kam der zwerghafte Junge mit einer Flasche Kornbranntwein; die Hausfrau stellte drei verschiedene Gläser auf den Tisch, van Tenius erhielt ein sauberes grünes Liqueurglas für sich allein, man stieß an und trank, und nun erst ging van Tenius auf sein eigentliches Geschäft über.

Die Hausgenossen Twardki's wußten, daß der arme Teufel des Mordes von da drüben verdächtig war. Sonst hatten sie sich um nichts gekümmert. Nun erzählte ihnen van Tenius so anschaulich wie möglich, daß man nichts gegen ihn vorbringen konnte, als die goldene Uhr des Gemordeten. Wenn er von der Uhr freikam, kam er überhaupt frei. Das war klar. Nun habe Twardki die Uhr irgendwo bei Friedenau gefunden, das glaube der Advokat ihm ganz bestimmt. Und Twardki habe wahrscheinlich einen Zeugen dafür, irgend ein Mädel. Das wolle er nicht nennen. Vor Gericht aber müsse man Zeugen haben, ohne Zeugen werde man verurtheilt. Darum müsse der Advokat das Mädel in Friedenau herausbringen. Denn der Advokat sei ein Freund des Twardki, und die anderen Freunde des Twardki müßten mithelfen, das Mädel herauszubringen, auch gegen seinen Willen.

So und nun wolle er hören, was man in der Hütte zum heiligen Georg wisse. Nämlich der heilige Georg sei auch so ein Advokat gewesen, für arme, polnische Arbeiter. Und was man dem Advokaten zu Liebe thue, das geschehe auch dem heiligen Georg zu Ehren.

Die Auseinandersetzung wurde beifällig aufgenommen, wenn sich die Gesellschaft auch nicht im Essen und Trinken stören ließ. Die beiden Weiber verstanden denn doch wenigstens so viel deutsch, um ein wenig folgen zu können. Sie ließen sich aber von den Männern Alles genau auf polnisch wiedersagen und vollendeten die Mahlzeit unter eifrigen Reden.

Jetzt war von den Nahrungsmitteln nichts mehr übrig als ein halber Laib Brod und etwas Schmalz. Die Hausfrau räumte es fort, ihr Mann schüttete den Kessel mit den Kartoffelschalen vor der Hütte aus, und dann setzte man sich wieder zusammen. Der Mann bog mit einem Seufzer die leere Flasche um und sagte gemessen:

„Guter Advokat! Kommen Sie so viel oft Sie wollen. Wir sind gute Menschen, gute Polen. Alles sollen Sie von uns wissen. Aber wie sie heißt, das wissen wir selber nicht. In der Kantine ist sie einmal gewesen, mit ihm, und dort war noch Einer aus Friedenau, der hat sie genannt die Kohlengöre. Und einmal die tolle Kohlengöre. Weiter wissen wir nichts von ihr. Eine Schlumpe ist sie, und der Twardki sollte sich schämen. Ist schon so alt und verheirathet und ist sich hier in so guter Kumpanie, bei anständigen Leuten, was Pfarrer loben thut, und hat sich eingelassen mit solchts Gesindel."

Die ältere und stärkere der beiden Frauen fiel da dem Dolmetscher in's Wort.

„Kindel!" wiederholte sie das deutsche Wort. Und dann sprach sie mit heftigen Gestikulationen keifend und weinend auf van Tenius ein. Er errieth kaum den Sinn. Aber der Dolmetscher übersetzte es ihm: daß die Loyska, die überhaupt — na ja, also die Loyska hätte ein Auge auf den Twardki geworfen, trotzdem der ein Ehemann war, und er hätte ebenso gut der Loyska etwas abgeben können. Aber immer wäre er nach Friedenau gelaufen, und immer weniger hätte er nach Hause geschickt.

(Fortsetzung folgt.)

— In der Verlegenheit. „Als Sie neulich so spät nach Hause kamen, hörte ich in Ihrer Wohnung die erhobene Stimme Ihrer Frau und ein lautes Klatschen." — Schauspieler (Pantoffelheld): „Ja, ja, meine Frau hat mir noch 'n bißchen applaudirt!"

— „General Mavromichalis wurde am rechten Hinterschenkel verwundet." So liest man in einem Schlachtbericht über das Treffen von Domoko. Der tapfere General scheint demnach zum Geschlecht der Vierfüßler zu gehören.

— Triftiger Grund. Baron: „Und zu welchem Zinsfuß leihen Sie Geld?" — Wucherer: „Im Winter zu zwanzig, im Sommer zu dreißig Procent." — Baron: „Warum dieser Unterschied?" — Wucherer: „Nu, im Sommer sind die Tage viel länger!"

Der Tiger.

Von Georg Hirschfeld.

Wie weit ist es bis Hardwar, Vater?"

„Willst du heute noch nach Hardwar, Sohn?"

„Ja, Vater."

„Eine Tagereise. Wenn der Mond weiß wird, kommst du nach Hardwar. Was bist du?"

„Du siehst es, Vater. Das nämliche, was du bist. Ein armer Nat (Bettler.) Aber ich kann auch mit Dolchen spielen."

„Mit Dolchen? So? Mit vergifteten Dolchen?"

„Das gilt der Menge gleich."

„Durchaus nicht, Freund. Wenn du dich um Beispiel beim Fangen ritzen und, vom Schlangengift durchrieselt, dich am Boden wälzen würdest, dann strömten die Leute zu. Wirkliche Todesqual ist selten zu sehen. Sie gaffen und geben dir gern ihre Kupfermünzen, und wenn du tot bist, gehen sie weiter. Aber Dolche? Ganz gewöhnliche Dolche?"

„Was kannst du denn, Vater?"

„Ich kann gar nichts. Ich habe ein Gelübde abgelegt."

„So! Wem denn?"

„Der blutigen Kali."

„Und worin besteht dein Gelübde?"

„Narr du, siehst du es mir nicht an? Ich kneife, solange ich leben werde, bis zum nächsten Dasein mein linkes Auge zu."

„Ich dachte, dich blendete die Sonne."

„Ja, das ist gar nichts, das Auge zukneifen, wenn die Sonne scheint. Nein, wenn sie nicht scheint, immer und ewig, bei Regen und Sonnenschein das Auge zukneifen, das ist etwas, und das habe ich nun seit siebzehn Jahren in Qualen und Ueberwindung durchgeführt. Frage die Leute."

„Und davon lebst du?"

„Freilich — man bezahlt mir meine Willensstärke. Die armen Leute aus den Dörfern kommen und betrachten mich, namentlich jetzt, wo die Petmadi, (Cholera) wieder ausbricht."

„Leb wohl, Vater."

„Bleib hier, Sohn du gefällst mir, du sollst es gut bei mir haben. Willst du in den Dörfern umhergehen und den Leuten von meiner Heiligkeit erzählen, sie mir herbringen, daß sie mich betrachten, so will ich dir monatlich ein Säckchen Reis und eine Silberrupie geben."

„Leb wohl, Vater."

Am Rande des Waldes traf der junge Bettler ein kleines Mädchen, das einen Bastkorb mit Mhovahfrüchten auf den Kopf trug. Er hielt es an.

„Lieb Kind, wie weit ist es noch bis Hardwar?"

„Eine Tagereise. Willst du wandern?"

„Ja, Kind."

„So nimm dich vor dem Tiger in acht."

„Ist ein Tiger im Walde?"

„Ja, Nat, ein großer, schrecklicher Tiger. Er hat uns unsere beste Kuh zerrissen, die Nala vom Dorfrichter."

„Bei Tage schlafen die Tiger."

„Wenn sie Hunger haben, nicht. Willst du wirklich wandern?"

„Kind, ich muß. Morgen ist das heilige Fest der Gangesquelle. Da kommen viel tausend Menschen nach Hardwar. Ich kann mit Dolchen spielen. Ich habe seit gestern morgen nichts gegessen."

„Nimm!" Sie reichte ihm den Korb.

„Nimm doch! Mein Vater wird nicht böse."

„Du Gute — Reine — ich darf ja nicht. Nein, nein, ich bin noch ungewaschen."

„Warum hast du dich nicht im Flusse gewaschen?"

„Das dürfen wir Bettler nicht."

„O, unser Brahmane hätte es dir erlaubt."

„Das tat er eben nicht. Er hat mich peitschen lassen."

„Peitschen!"

„Ja, betrachte meinen Rücken."

„Du armer Nat. O weh."

„Kennst du die Tochter des Brahmanen?"

„Mandanika? Die ist häßlich."

„Häßlich? Nein. Ich fand sie schön. Ich saß auf den Stufen des Siwatempels, und da schritt sie mir vorüber. Wie eine Göttin und ein Kind. Sie bemerkte mich. Da nahm sie zwei Orangen aus den Falten ihres Purpurkleides und spielte voll Zierlichkeit damit, indem sie die Früchte in die Luft schnellte und wieder auffing. Dabei entfiel ihr plötzlich der eine goldene Ball. Sie blickte ärgerlich zu Boden und dann verstohlen auf mich. Ich erhob mich dienstfertig, nahm die Frucht, hauchte darauf, so daß kein Stäubchen an der glatten Schale blieb, und reichte sie ihr mit Demut. Da schlug sie sie mir aus der Hand und mich mit dem Fuße, daß ich taumelte, und schrie: „Du Tier! Du wagst es, mich zu berühren!'

„Und dann?"

„Und dann kam der Brahmane aus dem Tempel mit allem Volk, das im Innern gebetet hatte, ließ mich ergreifen und, ohne meine Verteidigung anzuhören, öffentlich durchpeitschen. Das Mädchen sah lachend zu."

„Das tat unser Brahmane?!"

„Ja, Kind. Der Brahmane von Lunda."

„Lunda? Unser Dorf heißt Rentschi."

„Rentschi? Nicht Lunda?"

„Nein. Wann soll das alles gewesen sein?"

„Ja, wann? Als Neumond war."

„Neumond? Vor acht Tagen! — Und wo liegt Lunda?"

„Bei Benares . . . Nein, ich irre mich . . . Ich hätte mich nicht in die Städte wagen sollen."

„Und mir erzählst du, unser Brahmane, in unserem Dorfe sei das gewesen? Unser guter alter Priester? Pfui über dich, du Lügner! Frecher Verleumder!"

„Kind, ich habe Feuer im Kopf, ich bin verwirrt, ich bin so müde, ich habe seit gestern morgen nichts gegessen."

„Nein, du bist ein Lügner! Ich will nichts von dir wissen! Geh! Du bist unrein! Geh!"

Der Bettler ging in den Wald. Die feuchte Schwere des ungeheuren Sumpfes, den die Himmelsmauer des Himalaja von der Gangesebene trennt, umfing ihn. Vom Menschen gemieden, dem Menschen eine Oede, weil sie ihm Atem und Lebenskraft raubt, ist dieses fruchtbarste Reich die Heimat alles Nichtmenschlichen. Das Lebewesen an sich, in seiner instinktiven Werdelust, gedeiht hier in unbändiger Fülle. Das Chaos der Schöpfung und ihrer Götterlaune unbelauschte Spielwonne, hier ist sie zu finden. Ein Paradies, sich selbst überlassen durch tausend und abertausend Jahre nach dem Sündenfall.

Das „Terai" hat ein Klima, das in wenigen Minuten die Brust des Menschen wie mit Blei füllt, seine Adern dörrt und die vom Geist gelenkten Gliedmaßen zu mechanischen Puppengliedern macht. Der Europäer versagt schon beim Eintritt in diese Wildnis. Malaria ist ihm gewiß. Der Hindu aber, in dessen Blut von tausend Generationen her das süßeste Gift der kranken Schönheit mitrollt, ein Gift, das Lotosblumen dem Schmutz entsprießen läßt und mörderischen Tigern ein Prachtkleid von Schwarz und Feuerfarbe gibt — der Hindu bleibt am Leben. Ein Schatten wandert er durch diese schöne Hölle. Gluthitze, Gifthauch aus Schlingpflanzenblüten und dunkeln Orchideen, züngelnde Schlangenrachen, ihm sind sie vertraut. Kaum wehrt sich seine Lunge gegen die ätzende Nahrung, kaum ritzt noch ein messerscharfer Kaktus seine nackten Beine. Die Schlangen beachten ihn kaum und halten ihn für einen aufrechtgehenden Affen. Er gehört hier zur Natur, und wenn er zuletzt doch überwunden wird, so ist sein Menschentum daran schuld. Ein Ringelkrebs, auf den er träumend tritt, ein schwarzer Skorpion kann die entweihte Oede an ihm rächen.

Der Bettler wußte das alles und war doch froh, den Menschen fern zu sein. Er fühlte sich wohl als verachtetes Tier unter Tieren. So tappte er triebhaft mit losen, hängenden Gliedern über den schlüpfrigen Boden hin, sein armes Bündel am Rücken, das oft an den Schlingpflanzen und Luftwurzeln hängen blieb. Wenn er nur nach Hardwar kam. Dort kannte man ihn, dort wurde er — o süße, törichte Hoffnung des Hoffnungslosen — erwartet! Der Hohepriester erlaubte ihm jedes Jahr, im Vorhof des Tempels zu Ehren der Gottheit sein Dolchspiel aufzuführen, zuweilen sogar an der Reinigung der Götterbilder teilzunehmen. Dafür lohnte es sich schon, die Tagereise bis zur Lichtung zu machen und den Tigern gleichsam durch die Klauen zu laufen. Wen's traf! . . . Ihn traf es vielleicht noch nicht. Heute noch nicht. Und in Hardwar wartete auf ihn das köstlichste Gut, das die Welt zu vergeben hatte: Achtung, Achtung, Achtung. Nicht Geld noch Gut. Was war das wert? Der Vizekönig in Kalkutta konnte an der Cholera sterben. Aber Achtung! . . . Balsam, jedes Jahr einmal auf Wunden, die sich niemals schlossen, auf das alte, ewig neue Erbteil der verfluchten Kaste.

Mechanisch griff der Bettler unter die Lumpen, die seine Brust bedeckten. Er tastete auf der nackten Haut nach seinem Fetisch. Da war er noch — den Göttern Dank — er hatte ihn nicht verloren. Es war eine große, nicht gefaßte Perle von wunderbarer Schönheit. Sie hatte den Altersglanz, der einzig ist, die gebliche Milde — sie war schon bei vielen seiner Vorfahren gewesen. Ihm hatte sie die Mutter vermacht, als sie in Gudscherat den Scheiterhaufen bestiegen, auf dem die Leiche seines Vaters verkohlte. Noch wehte ihn der heilige Rauch der Todesstunde an. Die Mutter löste mit verzücktem Blick ihr reiches Haar auf — fremd starrte sie von oben auf ihr Kind herab, dessen Herz in Grauen und Weh zersprang. Doch wagte er nicht, sie zu retten, die Priestermörder zu vertreiben. Der alte Brauch geschah, die Flamme schlug empor, die Mutter schwand. Er mußte mitsingen, uralte Slokas (Sprüche.) Das Volk ging befriedigt fort, und niemand dachte an die Waise. Da wagte sich plötzlich ein englischer Gaffer, der sich vor dem Fanatismus der Hindus verborgen gehalten, aus dem Buschwerk hervor und fragte ihn freundlich nach der Perle. Er hatte beobachtet, wie die Todgeweihte sie ihm geschenkt, sein Kennerblick vermutete einen Schatz darin. Als er sie sah, verdrehte er die Augen, unbesonnen bot er eine Goldrupie dafür. Ein reicher Mann—ein reicher Mann sollte der Bettler werden. Aber was war ihm die Goldrupie? Sie konnte ihm am Abend schon gestohlen werden, und der Bestohlene kam ins Gefängnis. Aber die Perle — die Perle seiner Mutter mußte er behalten. Sie löste sich nicht aus seiner Hand — er hätte erst den Arm abhauen müssen. So barg er sie auf seiner Brust und sprang davon wie ein gehetzter Affe — der enttäuschte Engländer konnte ihm nicht folgen.

An einem Kettchen hing die Perle nun, und niemand wußte davon. Ach, Kühlung brachte sie ihm noch in dieser glühenden Wildnis, sein teuscher, verschwiegener Schatz. Und niemand wußte davon.

Es dunkelte im Wald. Er ging durch einen Banianenhain, dessen Luftwurzeln hohe, durcheinander lausende Säulengänge bildeten. Herrlich aber verwirrend — er verlor den Weg. Es war ihm auch nicht mehr gegeben, die Richtung nachzuprüfen — seine Sehnsucht ging nach Hardwar, das war ihm genug. Sein Hunger wankte ahnungslos an früchteschweren Feigenbäumen vorüber, sein Durst erblickte die ungetrübte Quelle nicht, die aus moosigen Steinen sickerte. Er sah im Abendsonnenglanz die Lichtung und die Stadt. Hoch ragten die Marmortürme des Tempels. Das Volk umwogte ihn, mit Blumen geschmückt, Gold, Edelsteine, kostbare Seiden sah man in berauschender Menge, die Luft war von Wohlgerüchen geschwängert. Plötzlich aber, plötzlich erblickte man ihn. Der Hohepriester, ein markiger Greis, erhob sich von seinem silbernen Thron und winkte den Bettler näher: „Kommst du wieder, du Getreuer?" sprach er, und alle lauschten schweigend. „Bringst du wieder deine arme Huldigung dem Vater Ganges dar? Sri Ganges! Lohne es ihm! Er braucht unser Gold nicht, der hundert Meilen kommt, um deine Geburt zu feiern! Er braucht den Dank der Gottheit und die Ehrung der Menschen! Ehrt ihn, Leute! Freut euch an seiner Kunst!" So sprach der Hohepriester, wirklich, er hörte ihn genau, und das Volk wich, in die Hände klatschend, zurück, so daß ein freier Platz entstand, in dessen Mitte er allein, vom funkelnden Abendlicht beschienen, zur Schau stand. Wie springende Blitze flogen seine Dolche empor und tanzten einen Wirbeltanz in der Luft wie nie zuvor. Er ritzte sich keinen Finger. Heile Hände konnte er nach jedem Gang den begeisterten Zuschauern zeigen. Und sie ehrten ihn — alle — alle. Auch die Mutter kam, an einer Göttin Hand — aus Himmelshöhen sank sie auf einer Rosenwolke zu ihm nieder. Die verbrannte Mutter, die schöner war als je, weil sie für ihre Liebe gestorben war. Makelloser Geist, du Richterin der Frauen! Sie umfaßte ihn zärtlich mit dem einen Arm, und mit dem andern wies sie gebieterisch jene Bittstellerin von sich, die aus dem Staube zu ihr emporkroch. Wer war das? Er erkannte sie allmählich. Sie, ja sie, die stolze Brahmanentochter von Lunda. Sie, die ihn für seine Ehrfurcht mit dem Fuße gestoßen, die Peitsche des Vaters über ihn gebracht und den Hohn der Gaffer. Sie weinte jetzt. Das konnte er nicht sehen. Und er bat seine makellose Mutter, bat sie — was wohl? Er vergaß es. Er war schon anderswo. In Gutscherat, am Meeresstrande lag er, wo metallische Muscheln im Sande glühten. Grün und silbern schwebte ihm die endlose Ferne vor. Er war noch klein, er saß an den Vater gelehnt, der seine Bambusflöte blies, der blinde Mann. So hatte der Vater gebettelt. Die Töchter des englischen Feldherrn gingen vorüber und beschenkten ihn. Sie streichelten auch den Knaben, der sie groß anblickte. Und Mabel rief, er hörte es genau: „Du hast ja Augen wie schwarze Diamanten!" Ihr Haar flog im Winde. Sie hielt ihren Hut fest, lachte und ging weiter.

Er aber mußte nach Hardwar!... Er war kein Kind mehr. Niemand streichelte ihn jetzt um seiner Augen willen. Und in etwas klarerem Bewußtsein, wo er sich befand, stolperte er plötzlich, stieß an eine Baumwurzel und blieb stehen. Er rieb sich die Augen. Wie spät? ... Wo war er?

Richtig?! Nun, ganz richtig....

Nein...!

Doch doch...

Er kannte diese Gegend nicht. Der Weg, der ihm vertraute, war es nicht! O Siwa, Siwa ... und der Mond stand schon am Himmel.

Es brauchte nur ein kleiner Irrtum zu sein. Vielleicht nur das Bambuswäldchen vor ihm, das er nicht kannte. Konnte er es umgehen, so würde er sicher wieder auf den richtigen Weg kommen. Beherzigt schritt er weiter. Da er nur geradeaus sah, geriet er in einen Sumpf, sank plötzlich ein und mußte sich an glatten Lotosstengeln wie an Schlangenleibern, die rosige Mädchenköpfe hatten, festhalten. Keuchend kam er wieder empor und schlug sich durch die klirrenden Bambusstämme. Kein Ende, kein Ende. Er hatte sich doch verirrt. Heiß gurgelte das Sumpfwasser unter seinen Füßen, zuckende Molche berührten seine nackten Beine, und der Pechhauch verwesender Pflanzen betäubte ihn fast.

Aber es war ja nicht möglich! So konnte ihn die Gottheit nicht verlassen. Er, der ehrlich rang, der siegreich durch Schmach und Gefahr sein Menschentum hindurchtrug, er sollte am Wege liegen bleiben, ein rasch vergessener Raub des Hungers und der Tiere? „Sri Ganges!" flüsterte er. „Der du mich kommen hörst, um dein Fest zu verschönen — öffne mir den Weg! Gib mir ein Zeichen auf Erden oder am Himmel, das mich tröstet! Vater! — Hörst du mich!?"

Doch alles blieb still und taub. Nur das öde Rauschen der trockenen Bambusblätter und das Gurgeln des Sumpfwassers unten war vernehmbar. Halb von Sinnen taumelte er weiter. Der Mond wurde weiß. Um diese Stunde sollte er in Hardwar sein. Der Hohepriester wartete vergeblich. Das Strohlager, das ihm im Vorhof des Tempels schon bereitet war, blieb leer. Wer wies ihm den Weg? Den Weg! O Einsamkeit des Menschen! Sein eigener Fuß trug ihn fort von Ziel und Glück — mit jedem Schritt, den sein fieberndes Sehnen vorwärts tat, blieb er zurück und floh, als ob er sein Verderben suchte.

Endlich! .... Endlich. Der Boden wurde fest. Er konnte aufwärts klimmen, er schien auf ein felsiges Land zu kommen, vielleicht auf eine Höhe, die ihm Ausblick brachte, Klärung. Ja! Der Wald wurde licht er brauchte sich nicht mehr durch die ewig gleichen Bambusstäbe zu schlagen, die ihn wahnsinnig machten. Schon sah er rauhe, unbewachsene Hügel vor sich. Aufsteigend stand er frei im blauen Abenddunkel, das tiefer schon hereingebrochen war. Ein matter, stöhnender Wind umkreiste ihn — am Himmel zuckten trübe Sterne. Höher, höher, nur höher hinauf! Den Horizont erblicken, wo im letzten rosigen Saum des Sonnenunterganges die Türme der Stadt ihn grüßten. O, seine müden Glieder, böswillige Feinde des nie ermattenden Willens! Ueberwinden, was so träge war, noch diesen Vorsprung nehmen, diesen, der wie eine Stufe aus dem Gipfel herausragte, so daß er sie mit seinen Händen packen und in letzter Kraftaufbietung sich emporschwingen mußte. Jetzt war er oben. Oben! ... Doch wie gelähmt, ein Felsblock stand er selber da.

Er war nicht allein auf der Höhe. In heiligem Schweigen, wie furchtbarer Erwartung voll, spannte sich über ihm das Himmelzelt. Es regte sich nichts ringsum. Doch vor ihm, thronend wie ein grausamer König, auf einer Anhöhe der Tiger. Unbeweglich, stark, der kommenden Beute gewiß, erwartete er ihn. Ein Sternbild zuckte über seinem Haupt, und silbern leuchteten die Augen des Tieres im Mondlicht.

„Jetzt bin ich verloren." Ruhig tönten diese Worte in dem jungen Bettler. Er blieb dort stehen, wo er stand. Sein Bündel, sein Wanderstab entfielen ihm, er breitete die Arme aus. Der Tiger duckte sich. Und als wollte er mit der Todesfurcht des ihm gewissen Opfers spielen, stürzte er sich noch nicht darauf, sondern dehnte und reckte sich katzenhaft, in schrecklicher Anmut. Die Schnurrborsten über dem hungrigen Maul gesträubt, wie der Bart eines Prassers, der sich an die lockendste Tafel setzt. Die mächtigen Schultern mit den schwarzen Bänden auf feuerfarbenem Grunde Zeichen der furchtbaren Kraft des sonst so zierlichen Geschöpfes. Seine schwarzweißgelbe Teufelsfarbe zitternd vor Blutdurst und Feigheit, die großen Katzenaugen wie Opale, steinerne Gefühlslosigkeit gegen Menschenbitten und Qualen.

„Strafgericht!" flüsterte der Bettler. „Letzte Hölle! Du wirst über alle kommen! Wie du aussiehst — wird das Ende der Welt aussehen! Das beste Streben endet so! Ein Fraß für Tiger! Tiger leben!"

Er lachte plötzlich — lachte gellend und laut. Es riß wie ein Blitz in das angstvolle, einsame Dunkel. Erschrack die Bestie nicht? Sie hatte einen Schritt zurück getan — das war gewiß. Einen lautlosen, vorsichtigen Katzenschritt. Sie knurrte.

„Dazu bin ich durch die sieben Höllen gelaufen! Dazu habe ich an den einigen Himmel geglaubt! Mahadewa! Bist du nur ein Traum der Menschen? Können wir dich nur sehen, wenn wir satt und behaglich sind? Glauben wir sonst an keine Götter?!"

Er lachte wieder. Ging vorwärts — in einem wilden, höhnischen Wahnsinn, die Arme öffnend, gerade auf den Tiger zu. Der fletschte die Zähne. Er wand sich — da vorstürzen sah ihn der Bettler noch nicht.

„Da bin ich! Teufel! Nimm mich! Ich bin enterbt, weil ich des Gottes voll bin! — Willst mich nicht? Was zögerst du? Was klemmst du den Schweif ein, knurrst und siehst dich mißmutig um, als wenn dir der Hunger vergangen wäre? Bin ich auch dir zu schlecht?"

Er lachte von neuem. Im rasenden Taumel wagte er es, sich dicht vor dem mächtigen Raubtier aufzustellen. Das fauchte ihn an — doch nicht wie ein Henker, sondern wie ein ergrimmter Sklave. Plötzlich schlug der Tiger mit der Tatze nach ihm — er traf ihm am Schenkel, warmes Blut floß. Nun — nun war's um ihn geschehen.

„Mutter!" rief der Nat mit übermächtiger Stimme und streckte die Hände zum Himmel auf. „Mutter — — — Laß mich glauben, daß ich mit dir vereinigt werde! — — Sonst leben wir Armen umsonst! —"

Längst war der Ruf des Todbereiten verklungen. In Ewigkeit, in taubes Schweigen. Der Nat hatte die Augen geschlossen, um das Urteil zu erdulden, nicht den wilden Vollstrecker zu sehen. Aber der kam nicht. Minuten verrannen. Nur ein dumpfes, unzufriedenes Knurren, das sich langsam zu entfernen schien, war vernehmbar. Da öffnete der Bettler schließlich seine Augen. Er sah — sah deutlich — der Tiger floh. Mit eingeklemmten Schweif, wie ein geprügelter Kater. Scheu sah er sich noch einmal nach dem Menschen um, bevor er im Dickicht verschwand — mißtrauisch gegen den Wahnsinnigen, Sprachgewaltigen, dessen Raserei ihm nicht behagte. Er wollte lieber eine kleine Gazelle aufspüren, eine dumme, kleine, warmblütige süßschmeckende Gazelle. Kein Geschöpf, das ihm widerlich war, weil es weder wie ein Gott, noch wie ein Affe aussah. Er schüttelte sich und verschwand.

Der Verirrte blieb allein. Sein Geist verlor die Spannkraft. Verschmäht von der letzten Gewißheit, die das Leben hatte, widerstandslos dem Hunger, der Selbstzerfleischung preisgegeben, mit entkräfteten Gliedern, ohne Krallen, ohne Reißzähne — — so grinste er die Gottheit an. Er wußte nun wenigstens bis zum Sterben nicht mehr, daß er ein Mensch war.

Lauter „Vergnügen".

Die Welt ist ein Vergnügungsort,
Wenn nicht die Leute lügen;
Denn überall ertönt das Wort:
„Es war mir ein — Vergnügen!"